

Auf dem amerikanischen Rhein

Autor(en): **Kollbrunner, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

geht nicht, es klappt nicht. Sie lachen und beginnen sich zu streiten und die Nachbarn horchen auf.

„Moment mal“, meint er, nimmt die Papierschnitzel und erleidet Schiffbruch.

„Nein. Laß mich. Ich hab's“, sagt sie, aber sie hat es auch nicht und die Nachbarn greifen schmunzelnd zu den Briefchen, die neben ihnen liegen, „denen werden wir's zeigen.“

Von Tisch zu Tisch geht es. Es ist anstehend wie die Pest und schließlich puffelt das ganze Lokal.

„Na, geht es nicht?“ sagt freundlich lächelnd der alte Herr und hilft einer Dame. Schnell hat er die Papierschnitzel zum verlangten H zusammen.

„Donnerwetter“, sagt der Herr, der daneben sitzt, „haben Sie noch mehr Buchstaben?“

„Das ganze Alphabet.“

„Dann geben Sie noch eins her.“

„Mir auch eins. Ich will eins allein“, sagt sie und sie bekommt es. Drei Groschen kassiert dankend der alte Herr und eilt zu einem anderen Tisch, von dem man ihn ungeduldig ruft. Und dann ruft es von allen Ecken und Enden. Jeder will ihn zur Hilfstellung. Er wird aufgeräumt, kann nicht so schnell, lacht und puffelt überall mit, verkauft weitere Briefchen und kassiert Groschen und Fünzigter. Ist er auf der einen Seite fertig, ruft ihn die andere, überall muß er helfen, zeigen, neue Buchstaben verkaufen.

Und so hat er plötzlich eine unbändige Stimmung ins Lokal gebracht. Er hat uns alle zu Kindern gemacht. Wir schreien, freuen uns und lachen uns über die Tische weg an. Er ist ein guter Psychologe, dieser alte Herr, der die Papierschnitzel verkauft. Ein guter Psychologe auch in der Wahl der Lokale, in die er geht. Denn wenn er hier alles abgegrast hat, hängt er sich ein in den Arm seiner Frau, die weißhaarig, mit einer Tasche voll Briefchen am Arm, ihn auf der Straße erwartet, und zieht weiter. Viele Lokale läßt er aus. Sein Scherz ist nichts für die ganz Eleganten und nichts für die ganz Primitiven. Er wählt die, die etwas abseits vom großen Glanz liegen, in denen er Leute weiß, die für Wit und Geist einen Groschen übrig haben und etwas springen lassen, wenn man sie große Kinder sein läßt.

So zieht er jeden Abend herum, verkauft die Papierschnitzel in den Umschlägen, die er am Tag geschnitten und geschrieben hat.

Man sieht es ihm an, daß er bessere Tage gesehen hat, daß er einen Beruf hatte, der sich ein anderes Ziel steckte als das von Essenden Groschen zu erwerben. Aber den Weg, den die Not ihn wies, geht er mit solchem Wit, daß er kein Bettler und kein Hausierer ist. Man kauft ihm nicht ab, um ihm zu geben. Die Groschen, die man ihm reicht, sind wohlverdientes Äquivalent für ein paar launige Minuten, die man durchlebte, und für eine gute Idee, die man anerkennt.

Denn es gehört Talent dazu, von Papierschnitzeln zu leben.

Mario Mohr.

Auf dem amerikanischen Rhein.

Von Oskar Kollbrunner.

Sie heißen den Hudson den amerikanischen Rhein, und sie haben gar nicht so unrecht damit. Wenn man seiner Fantasie einen ordentlichen Rippenstoß versetzt, so kann es vorkommen, daß man sich am Hudson an den Rhein versetzt fühlt, daß man die habichtsteilabschießenden Brüstungen der den Strom westlich abgrenzenden Felspallisaden für das Grundgemäuer einstiger, gewaltiger Burgen nimmt, die in

sich zerfielen bis auf die Festungswälle. Oder, daß man die Klöster und all die andern, mit dem Kreuz überglänzten katholischen Anstalten, sowie die Hotels auf Mount Beacon und die kastellartig aufgeprokten Sommerheime der Millionäre auf Hügelkuppen und in Waldoerstedden, für Schlösser hält, wie sie einen am Rheine grüßen. Und daß man angesichts der abertausend Weinstöcke, die oberhalb Newburgh die Hügelwellen mit einer sattgrünen Laubbede säntigen, Weinstöcke, die teils nach Tessinermanier gezogen sind, von Rheinhbergen bei Rüdesheim träumt, von Wingerfesten und goldgelben Traubenblut in der Blantheit geschliffener Römer. Auch das breitbehäbige Wallen des Stromes, das sich Zeit lassen zwischen dieser Unruhe von automobilüberhehten Uferstraßen, erinnert an den Rhein, wie er durch Germaniens Ebenen zieht. Ja, dieses sich Zeit lassen des Stromes imponiert mir am meisten, der ich mich aus der Hatz von New York-City auf einen Dampfer der Day-Line, auf den „Robert Fulton“, gerettet habe, um einen Sonntag lang mit den Augen und mit der Seele ein Fest zu begehen auf dem amerikanischen Rhein.

Eine Hudsonfahrt am Sonntag ist ein Vergnügen, das erobert sein will. Man glaubt nicht, wie viel Volk sich eine Sonntagsfahrt auf dem Hudson zu Nutzen macht. Besonders das jüdische Element New Yorks hat hier sein Zion gefunden; aber auch alle andern Rassen und Nationalitäten sind in großen Gruppen vertreten, am wenigsten vielleicht der rassenreine Yankee. Jeder, der sich hier aus dem Massenandrang herausboxt und herausquetscht und auf den Dampfer kommt, hat nur einen Gedanken, auf den er sich mit unbeschreiblicher Hartnäckigkeit versteift: Wo erhamstere ich einen geeigneten Sitzplatz? Wohl sind Überhundert von federleicht gebauten, schmalrippigen Kampierstühlen barrierefadenartig auf den drei Verdecken aufgestapelt, aber wo sich Tausende um ein Stuhlbein balgen, heißt es nicht lange fadeln. Sitzen die Passagiere einmal fest, so sitzen die meisten von ihnen wie Fliegen auf Klebepapier. Nur der Untergang des Schiffes vermöchte sie von ihrem Platz zu vertreiben.

Wir fahren ab. Morgenföhle Brise streift unsere Stirn. Das Schiffshorn erwacht mit dumpfem Gebrüll aus Längeweile und Schlaf. Stadt und Hafen hat die Frühlingssonne blank gefegt. Um die Wolkenkratzer des unteren Manhattan schiebern ein paar hoffärtige Federwölklein gleich Dämchen, die von einer Tanzdiel übernächtigt nach Hause pilgern und sich eigentlich vor dem hellen Tage schämen müßten. Die Graniterrassen, die ins Mauerwerk des Telephonbuildings gerichten Fensterschlitze, fangen das Leuchten der Höhe auf und geben es weiter wie goldene Spiegelbälle, die ganze Stadt entlang. Das Gold der Höhe verzwirrt und verstrickt sich allüberall. Von den Zinnen des in einsame Höhe empor gestaffelten Whitehall-Buildings, wallt es wie ein goldener Teppich herab, den der Wind, der vom Meere her kommt, ausklopft, daß die Goldstäubchen zu Myriaden auffliegen und wie ein strahlenförmiger Regen sich auf das Dächergewirr der Häuserfluchten von Greenwich und West-Street legen, an denen Armenier, Araber und andere bunte Völkerschaften ihre Heimat haben. Erhaben gipfelt das Woolworth-Building, ein architektonischer Macht Ausdruck der neuen Welt, 792 Fuß über den Straßensteig hinausragend. Es hat sich heute eine demantene Krone übergestülpt, die es mit einer Grazie trägt, die man sich sonst an Riesen nicht gewöhnt ist.

Am zweiundvierzigster und an hundertfünfundzwanzigster Straße nimmt unser bereits gepurzelt volles Schiff neue Menschenmassen auf, bis der Schiffsoffizier mit der Zähluhr in der Handhöhle die vorchriftsmäßige Belastungsquota für erschöpft hält und Knall und Fall die Schiffsplanken einziehen läßt. Hunderte enttäuschte Gesichter am Ufer. „Bubi auch mitfahren!“ greint ein Bürschlein aus dem zum Bleiben verurteilten Menschenmäuel heraus. „Bubi auch mitfahren!“ und sein Schreistimmchen geht im Stampfen

der Schiffsmaschinen kläglich unter. Schon schwimmen wir wieder mitten im Strom. Wir lassen Werften und Fabriken und Hafenstraßengefüst hinter uns. Es weitet sich der Horizont und die Hügel am Strom frängen grünüberschüttet die Ufer. Unsere Augen lachen vorbei an ein paar im kühlen Wasser nachbadenden Buben, Buben, die um eine Münze tauchen wie die wuschelköpfigen Negerlein im Hafen von Bord Said. Eine noch unvollendete Brücke, unter der wir durchgefahren, interessiert uns mächtig. Es ist dies die erste Brücke, die New York-City mit dem Staate New Jersey verbindet. Den Plan dazu lieferte ein Schweizer, der Schaffhauser Othmar Ammann, Chefingenieur der New Yorker Hafenbehörden. Es handelt sich hier um die größte und modernste Brücke der Welt. Der ersten fertigen Brücke über den Hudson begegnen wir erst viele Meilen außerhalb der Stadt. Sie heißt Bearmountainbrücke. Sie wird namentlich von Autofahrern benutzt, die einen Minimalzoll von einem Dollar per Wagen zwecks Amortisierung der Baukosten der Brücke zu entrichten haben. An Sonntagen herrscht auf ihr ein unheimlicher Autoverkehr. Eine endlose Reihe von Cars führt hinüber und herüber. Zur Entlastung des zwischenstaatlichen Autoverkehrs dienen eben zurzeit nur die New Yorker Fähren, sowie der Holland-Tunnel, welcher unter dem Boden des Hudsonstromes einen Transitweg zwischen den zwei Nachbarstaaten bildet.

Unser Schiff stampft weiter. Der Dinner-Gong ertönt. Die frohbelebten, in Grün und Blau jauchzenden Ufer, liegen im Lichte des Mittags. Manchmal lehnt sich ein steinerner Bergkloß weit in die Spiegelflut vor. Dort grüßt mit verwettertem, verwaschenem Gesicht der „Stormking-mountain“, der Sturmkönigberg. Ingenieurkunst hat an seinem ganzen Körper herumoperiert. Sie haben ihm die grüne Haut der Wälder feigenweise von den Gliedern gerissen. Sie haben ihn angebohrt wie einen kranken Zahn und die Bohrlöcher mit Sprengstoffen gefüllt. Mächtig widerhallte es vom Donnerhall des berstenden Berges. Bis auf die Eingeweide haben sie ihn gequält. Seine Muskeln haben sie zerstampft, seine Nervenbündel zerschnitten. In die Furchen seiner Wetterstirne legten sie Autostraßen, Axenstraßen hoch über dem majestätischen Hudson und seinen gebuchteten Ufern.

Hoch auf einen Hügel hingehorftet, mit wehenden Sternenbannern über grauen Kasernen, grüßt uns West-Point, wo die zukünftigen militärischen Führer der U. S. A. herangebildet werden. Aus seinen Kadettenschulen ist ein Pershing, sind die meisten amerikanischen Feldherren des letzten Krieges hervorgegangen. Es herrscht hier eine Mannszucht, wie sie der Magdeburgergeneral Steuben zur Zeit der amerikanischen Bürgerkriege ausübte. Haubiken aus den Bürger- und Befreiungskriegen gähnen aus toten Mäandern ins festliche Land hinaus. Eine Straße blüht auf mit Kanonenkugeln eingefakt, wie sie noch in dem Kampf bei Yorktown und später gebräuchlich waren.

Weiter. Ueber Newburgh und Poughkeepsie nach Kingston Point und Catskill. Newburgh ist alt, klettert einen Hügel hinan und macht einen verlebten, verwahrlosten Eindruck, wenigstens so weit es sich der Hafenfront entlang zieht. Es erinnert lebhaft an Häuserpartien in Cherbourg. Hier ist ein George Washington-Museum. Hier muß es die berühmten Summer à la Newburgh geben und hier ist auch die Betts Roß-Flaggenfabrik, die den Namen von der ersten Näherin des Sternenbanners der Union entlehnt hat. An Sing-Sing, dem Staatsgefängnis des Staates New York, das auf dem rechten Ufer liegend uns mit seinen Mauern finster und mittelalterlich anspricht, wollen wir lieber nicht länger denken, denn der Tag ist ja so golden! Hat er doch selbst das Wetterloß Haverstraw in Gold und Blau getaucht und die eindrucksvolle Brücke bei Poughkeepsie, der Hudsonstadt mit dem unverfälschten Indianernamen, wie mit Goldbronze überzogen.

Das viele Schauen in warmen Glask macht schläfrig. Ich verzehre ein paar Sandwiches. Dann mache ich ein Nickerchen. Das Geseumm eines hawaiischen Instrumentes zieht sich wie ein Silberfaden durch meinen Schlaf. Es ist schön, wunderschön, in diese summende, singende Ruhe gebettet zu sein. Kleines Russenmädchen mit dem Madonnen-gesicht, setze dich neben mich hin und überlasse mir deine Hand. Ich liebe dich und deine Musik, schwermütig-süß wie die Weisen einer Balalaika-Kapelle in der Dämmerung. Komm', sei du meine Lorelei auf dem amerikanischen Rhein.

„Gang-way for Catskill!“ schreit ein Neger mit einer fürchterlichen Nasenstimme auf dem Unterdeck. Ich bin aufgewacht. Die Stühle um mich her leeren sich. Ausflügler steigen aus en masse. In unabsehbarer Zahl warten die Autos, die Farmerwägelchen, die Omnibusse am Pier, um sie nach ihrem Bestimmungsort zu führen. Viele reisen in die Ferien von hier aus. Ist doch Catskill die Aorta, die Hauptschlagader des Ferienverkehrs am Hudson. Von hier aus wandert sich's leicht in die blauen Berge Rip van Winkles, die den Dichter Washington Irving unsterblich gemacht haben.

Und nun geht unsere Fahrt dem Ende zu, nach Albany, der Hauptstadt des mächtig ausgreifenden Staates New York, der das Brausen der Niagarafälle und die große Ruhe des amerikanischen Rheines kennt, der um die Stille der Farmhäuser und um den wahninnigen Aufruhr einer Weltmetropolis weiß; durch dessen Wälder die Vergangenheit mit Cooperschen Lederstrumpfsgehisten raunt. Den die Alleghaniesberge durchpflügen, eine mächtige Furche aufwerfend, durch den der Susquehanna- und der historische Delaware-River ihre silbernen Bänder ziehen.

Die Strede Catskill-Albany bietet dem Auge eigentlich wenig. Die Ufer streichen sanft und fruchtbar fernab. Saftiges Weideland. Waldschmuck weiter hinten. Weiden und silberner Pappeln Gruß an den Wegrändern des Stromes. Ein paar Ortschaften wie Hudson, lose hingestreut. Ein paar vereinzelt stehende Holzhütten, die seit Jahr und Tag auf das viele Wasser hinausschauen und die mit müden, schweren Fensteraugen den großen Schiffen nachträtseln, die mit Wimpelschmuck und Tandardei den großen Strom hinauf- und hinunterschauflern.

Das verlassene Tal.

Von Jacob Geh.

Ich kenne ein verwunschenes Tal
Von ragenden Zinnen umsäumt,
Darinnen verklungener Zeiten Qual
In bleiernem Schlummer träumt.
Freiwillig betritt's kein Menschenfuß
Und schauernd schleicht jeder sich fort.
Seit langem durchhallt es kein Friedensgruß,
Kein segnendes Priesterwort.

Im Mattenland, wuchernd und ungepflegt,
Steht ein Weiler, verlassen und still.
Des Kirchleins Glode hängt unbewegt
Weil niemand sie läuten will.
Der Brunnen nur plätschert, das Bächlein nur springt
Als wäre das Dorf noch belebt.
Und eine Amsel im Erlbusch singt
Vom Lenz, der hier freudlos entschwebt.

Nur des Nachts, wenn die Sterne am Himmel stehn
Und der Mond sich erhebt zur Nacht,
Hört der Wand'rer ein dumpfes Trommeln und Gehn
Als zöge ein Heer in die Schlacht
Im Kriege fiel Mann für Mann aus dem Ort,
Und keiner kehrte zurück.
Die Witwen und Waisen wanderten fort
Verzweifelt am Heimatglück.